

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 268.

Freitag, 30. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



26. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Misses Stable gehörte zu den beneidenswerten Menschen, die sich selber immer vollkommen finden und die auf jeden auch nur mutmaßlichen Vorwurf antworten mit jener aggressiven und rachsüchtigen Gereiztheit, die auch der Mutigste fürchtet.

So wandelte sie denn in Selbstbewunderung und Menschenhaß die einsamen Wege des blütenüberwucherten Parkes und machte Brigitte die schärfsten und beleidigendsten Vorwürfe, weil sie nicht zu finden war.

Brigitte ahnte dunkel die Gemütsverfassung der Dame Stable, und sie lächelte.

Andererseits aber auch machte sie den Anblick eines lebendigen, wandelnden und augenscheinlich sattgeessenen Menschen — mochte er auch Stable heißen — unausdenkbar froh — verhielt er ihr doch Freiheit, Ausruhen, Mahlzeit, Getröstetwerden — und endlich und gewiß nicht zuletzt: Heimkehr.

„Misses Stable!“ rief sie, „Misses Stable!“

Aber sie bemerkte wohl, daß der Wind ihre Stimme in andere Richtung trug, und so legte sie beide Hände zu einer hohlen Röhre vor den Mund — und wiederholte, mit möglichst tiefgelegener Stimme, ihren Ruf.

„Misses Stable! — Misses Stable!“

Jetzt stutzte die Dame. Ihr Schritt hielt an. Ihre Augen — das konnte Brigitte nicht sehen, aber sie mutmaßte es, wanderten suchend umher —, sie drehte sich am nach der Richtung des Leibes (denn von dort her schienen ihr die Töne zu kommen) und horchte augenscheinlich.

„Misses Stable!“ wiederholte Brigitte ihren Anruf zum dritten Male — leider, wie sie selbst wahrnahm, mit geschwächter Stimme; die Taktage rächten sich.

„Hilf! Hilf! Helfen Sie mir!“

Misses Stable schien gehört und verstanden zu haben.

Nach der Ansicht des jungen Mädchens reagierte sie zwar recht seltsam.

Brigitte sah, daß die augenscheinlich erschreckte Dame in die Knie sank und ihre gerungenen Hände wie flehend gen Himmel streckte.

„Helfen — helfen Sie mir!“ rief Brigitte mit ihrer letzten Kraft — dann sprang sie — oder besser fiel sie — von ihrem hohen Standpunkt herab, schwindelnd und von dem Gefühl herzerweichender Abseitigkeit gepackt. Sie blieb auf dem Boden, wohin sie geglitten war, einfach sitzen, den Schmerz des Falles vor überwältigendem Schwächegefühl kaum spürend, und barg ihr Gesicht in die Hände. Zum ersten Male in diesen Tagen wurde

sie jetzt — nachdem sie gewiß war, jemand habe ihre Stimme gehört und werde andere auf die Spur führen, von einer Empfindung absoluter Hoffnungslosigkeit überwältigt. Ihre Willenskraft schien erschöpft. In Schauern überlagte sie abwechselnd Hitze und Kälte. Und wenn sie nur noch die Kraft dazu gehabt hätte — jetzt hätte sie gar zu gern aus tiefstem Herzen geschluchzt.

Aber auch diese Momente gingen vorüber.

Nach einer knappen Viertelstunde fühlte sie sich beruhigter und hob die Stirn, ließ die Hände matt in den Schoß sinken und blickte auf.

Was ihre Augen aber jetzt erblickten, war so seltsam und für sie so furchtbar, daß sie nicht anders konnte, als gellend aufschreien.

Neben dem Schreibtisch, auf dessen heruntergelassener Platte noch in buntem Durcheinander die ausgetragenen Sachen und Säckelchen lagen, wo vorher nichts als die kahle, mit zermotteter Tuchbekleidung bedeckte Wand gewesen war, stand eine mittelgroße, ältere Dame.

Nicht irgendeine . . .

Eine ganz bestimmte Dame war es — eine, gegen die Misses Stable wie das Urbild aller weiblichen Reize und Lieblichkeit erschien.

Es war die Dame aus dem wirren Traum der Nacht.

Hager, mit gelblichem Gesicht, leicht gebeugter Haltung — in giftgrünem, sehr geschmücktem Seidenkleid, nach der Mode der Zeit um 1750 geschnitten — auf ihrer Brust, an ihrem Halse hing dasselbe Medaillon, das Brigitte trug — mit Saphiren allerdings, nicht mit den leuchtenden Rubinen, wie das ihre.

Kalte, trotz ihrer braunen Farbe grünliche Augen voll Bosheit, Hochmut und Härte, waren gerade auf das am Boden liegende Mädchen gerichtet, und um den breiten, gewöhnlichen Mund lag ein Zug ausgesprochener Grausamkeit und unverkennbarer Lust zum Bösen. Brigitte sah noch, daß sie in der rechten, vor die Brust gepreßten Hand — es war eine rücksichtslos zupackende Hand — eine Rolle pergamentartigen Papierses trug.

Was sie nicht so schnell bemerken konnte, war die Tatsache, daß durch die Zertrümmerung des Fensters Luftzug entstanden war, der den dünnen und zerklüfteten Vorhang, hinter dem sich das Porträt befand, in die Höhe wehte. Sie glaubte — ohne sich Rechenschaft darüber abzulegen — eine Art Gespenst vor sich zu sehen — und ihr Schreck war ein vollkommener.

Nach einer Sekunde entsetzten Starrs sank sie in eine tiefe Ohnmacht und lag auf dem Boden wie erschlagen.

*

Der Polizist mit dem Spürhund war gegen elf Uhr auf Monplaisir eingetroffen — in Begleitung eines höheren Vorgesetzten, dem die Sache äußerst interessant und erforschenswert schien. Dem intelligent aussehenden Hunde waren Kleidungsstücke und andere Gegenstände aus dem Besitz der Verschwundenen vor die Nase gehalten.

Der Hund zeigte sich zuerst unsicher.

„Die Spur ist alt“, erklärte der Führer. „Man muß ihm Zeit lassen . . .“

Die innerlich am tiefsten Beteiligten — Holm, Henry und der recht nervöse Duke (war er nicht schließlich an allem schuld?), folgten unauffällig und in einiger Entfernung. Nach einem scheinbar sinnlosen Hin und Her, das dennoch so ziemlich den Wegen Brigittes an ihrem letzten „freien“ Tag entsprach, steuerte der Hund — der schnell an Sicherheit gewonnen hatte — mit entschlossenem Zielbewußtsein auf die Bibliothek zu, suchte ein Weilschen und blieb dann mit der Miene eines, der seine Aufgabe erfüllt hat, vor der geheimen Tür stehen, um sie laut und siegesgewiß zu verbellen.

„Das kann aber nicht sein“, stammelte der Herzog. „Die junge Dame kann hier nicht verschwunden sein, denn diese geschnitzte Holzplatte ist ein Zierat, keine Tür. Der Hund irrt sich.“

„Der Hund irrt sich nicht“, behauptete der Führer. „Es ist eben doch ein Durchgang. Hinter ihr liegt noch ein Raum und die junge Dame ist zufällig durch die geheime Tür hinaus — aber nicht wieder hineingelangt.“

„Hinter dieser Bibliothek liegt der Turm, der keinen Zugang hat und völlig leer ist“, sagte Henry erschrocken.

„Wenn also Brigitte durch die Tür geraten wäre, so läge sie womöglich mit zerbrochenen Gliedern unten im Turm?“ fragte entsetzt Holm.

„Vater, Vater! — Was kann geschehen?“ wandte sich Henry — graubleich in seinem sonst so frischen Gesicht — an den Herzog, der am ganzen Körper bebte.

„Die Tür muß sofort geöffnet werden!“ antwortete statt seiner der Polizeibeamte.

„Aber wie? Wie?“

„Aexle!“ befahl mit heiserer Stimme der Duke.

„Suchen wir doch nach einem Mechanismus . . .“, rief Holm. — „Wenn Brigitte hindurchgeraten ist, muß sich diese seltsame Tür doch auch ohne Gewalt öffnen lassen.“

„Wenn sie unten im Turm läge — ein Absturz von fünf Metern und mehr . . .“, stöhnte der Herzog. — „Eile tut not . . . Wozu noch suchen!? Aexle — Aexle!“

In diesem Augenblick gab keiner der Anwesenden noch viel um Brigittes Leben. Höchstens Holm, der die Örtlichkeit nicht so übersah, meinte im stillen, es brauche doch so schlimm gar nicht zu sein. Warum einen Absturz annehmen. Es konnte doch gut und gern hinter der Tür noch ein Zimmer liegen.

Wie eine Stimme des Gerichts aber erklang es dem Duke, als jetzt der höhere Polizeibeamte fragte:

„Um was für eine Dame handelt es sich überhaupt? Um die Tochter des Herzogs?“

Ehe der Duke noch eine Antwort stammeln konnte, erklärten gleichzeitig und mit fester Stimme der Senator:

„Es handelt sich um meine Tochter!“

Und Henry:

„Die Dame ist meine Braut!“

„Im holte Werkzeug.“

Unterdessen untersuchten die Anwesenden die unbewegliche und unerbittliche Holzplatte. Da die Tür tief in den Boden eingelassen war und die Schienen, in denen sie lief, mehrere Zentimeter unter der Oberfläche des Fußbodens lagen, konnte man auch nicht die leiseste Fuge oder Ritze entdecken.

„Sie sind sicher, daß der Hund sich nicht irrt?“, fragte Holm den Beamten.

Der lächelte ruhig.

„Auf den Hund ist Verlaß.“

Die Aexle kamen.

Unbarmherzig hieb der Hausmeister mit seiner ganzen Kraft auf das eisenharte, schön und kunstvoll geschnitzte Holz.

Aber es ward ersichtlich, daß Menschenkraft und -werkzeug so leicht nicht mit dem altersstarken Holz fertig werden würden.

„Lassen Sie mich doch noch einmal versuchen, den Mechanismus zu finden. Unsereiner hat in so was eine gewisse Übung“, bat der Polizeibeamte und begann Zentimeter für Zentimeter die Platte zu untersuchen und abzuklopfen.

In diesem Augenblick ertönte vom Korridor ein leises und wehes Wimmern. Nervös — wie sie alle waren — schauten sie sich entsetzt in die fahlen Gesichter. Da erschien schon in der schmalen Tür die gebrochene Gestalt der Misses Stable.

Sie streckte flehend die Hände gegen die Anwesenden aus.

„Brigitte ist tot — tot!“ schrie sie mit vor Aufregung kreischender Stimme.

Holm stand bei ihr — packte sie am Handgelenk.

„Wo? Wo?“

„Sie — hat — mir gerufen!“

„Brigitte — Ihnen? Aber dann ist sie doch nicht . . .“

„Doch — doch! Tot! So hohl und fern rufen nur — Geister — nur Verstorbene. — Es kam vom Teich her.“

„Tote rufen überhaupt nicht. Wenn Sie sie wirklich gehört haben . . .“, sagte der Senator.

Ehe die Erregte noch weiter Auskunft geben konnte, vernahmen sie einen feinen, surrenden Laut, wie wenn ein Pfeil durch die Luft schwirrt — sie drehten sich um, und sie erblickten, was Brigitte vor Tagen erblickt: die geschnittene Holzplatte war verschwunden und eine breite Türöffnung gestattete den Durchblick auf unbekanntes und unerforschtes Gebiet.

„Brigitte!“ schrie Henry auf, und stürzte davon.

Aber Goyse hielt ihn zurück.

„Schone dich, mein Sohn, ich . . .“

Und schon hatte er die Öffnung durchschritten.

Im selben Augenblick, als er den Fuß auf die jenseits der Tür liegende Platte gesetzt, schnellte die Tür zurück — und nun befand sich der Duke in demselben engen, schallverdichteten Gelaß, in dem Brigitte so lange hatte ausharren müssen. Aber — glücklicher als sie — sah er sogleich den nun geöffneten Spalt in der Wand — und zwängte sich hindurch.

Er sah in dem kleinen Raum auf dem Teppich des Bodens die Gesuchte, das Gesicht nach unten, ohnmächtig und hilflos, liegen.

Ein tödlicher Schreck durchfuhr ihn.

Wenn sie tot wäre . . . ?

Aber sich über sie beugend, spürte er den Hauch ihres Atems.

Er hob sie auf und trug sie auf das Ruhebett.

Dann sah er sich erstaunt in dem Raum um, und seine Blicke trafen sich mit denen der Herzogin Sibylle von Arles, die ihn aus dem Porträt zornig und wie in lebendigem Haß ansunkelten. In den beiden Augenpaaren — dem gemalten und dem wirklichen — war, obwohl die des Herzogs wahrhaftig der Gutmütigkeit nicht entbehrten, eine große Ähnlichkeit nicht zu verkennen.

Mit einem Blick aber auch erfaßte der Duke die Ähnlichkeit wie den Unterschied der beiden Medaillons — des gemalten und des auf dem jungen Busen da vor ihm sich unter schwachen Atemzügen sanft hebenden und senkenden. Eine eigentlich unmotivierte heiße Freude wallte in ihm auf. Aber er bezwang sich.

„Nachher zu dir“, murmelte er unwillkürlich zu dem Porträt hin. „Erst einmal Hilfe für dies arme Kind.“

(Fortsetzung folgt.)

Herbstwaldmorgen.

Von Otto Ehrhardt (Dachau).

Heute morgen, nach der kalten Nacht, als ich vom Südholz auf den Schlag hinaustrat, blieb ich lange stehen. Grau war der Himmel und grauer der dunkle, tiefe Wald, aber über den herbstlichen Hängen glänzte ein wunderbares Licht. Milliarden glühender Silberfäden waren über die Landschaft gebreitet. Tau hatte sie mit Perlen beschlagen und so standen die Jungtannen wie Christbäume in dem matten Sprühen, überreich geschmückt. Ein Ahnen von Schnee und Kälte durchdrang die herbe Luft als eine Entsagung, die weh tat und doch süß war zugleich.

Jag erschellte sich der Himmel. Lockere Nebel stiegen, aus deren Falten weiße Blitze zuckten, und ganz allmählich versank der Waldhang wieder, wie hinter den Schleiern eines bewegten Traumes. Der Wald war still. Kein Vogel rief und unter den Tritten des wechselnden Wildes brach kein Reis. Das silberne Gras, durch das ich schritt, war unberührt und jeder Fährte bar.

Ich wollte mich selbst nicht hören und ging leiser als ein Tier, denn ich lauschte auf das Feine in mir, das wie ein silberner Vogel war, die Federn schüttelte und sang. Er hatte einen goldenen Schnabel und pfliff so weich und schön, daß ich ihn ewig nicht gestört hätte. Aber in der silbernen Dämmerung des Tages entschwand er mir doch hinter den Träumen meines frohen Herzens. So ging ich lacht in den Morgen hinein, während die Frühglocken sein letztes Singen verkündeten.

Auf der alten Eiche am Kirchholz sah ich an. Nicht daß ich jagen wollte. Meine Andacht wollte ich halten, die einzige, die ich kenne und meine. Eng drückte ich mich an den rissigen Leib. Hinter mir stand der liebe, hohe Wald, halb schlafbefangen, und über mir grünte es grün und immer grüner aus den Zweigen. Mit dem steigenden Licht erhoben sich Tausende feiner Insektenstimmen bis das grüne Zeit erbraute und schwang. Darüber erwachte der Wald. Haher kreischten. Ein Bussard schrie in der Luft. Eichläschen raffelten in den Tannenzwipfeln und überall begannen die kleinen Vögel zu pfeifen. Im silbernen Alee vorm Wald ästen Rehe, Riden, übermütige Kitz und graue, gesunde Hasen.

So sah ich lauschend, sah mich satt und ließ die Dinge in mich dringen. Meine Hände umfaßten die rauhe Rinde, bis sie schmerzten. Aber so fühle ich am besten die Kraft, die aus allen Rinden und Fugen der rauhen Gewandung bricht. Ich liebe diese Eiche mit einer Stärke, die mir oft selber unbegreiflich ist. . . .

Jetzt hämmerte ein Buntspecht über mir. Meissen schaukeln klingelnd durchs Geäst. Von der nahen Fichte prasselte es laut in die Eichenkrone herab. Eichläschen über Eichläschen. Rote, graue, schwarze mit weißen Wammen und drolligen Büschelohren. Spielend jagten sie um den Stamm, spielend flogen sie durch die Luft und erhaschten irgendwo schwankenden, sicheren Halt.

Die Sonne warf leuchtende Funken unter die Zweige. Durch Licht und grüne Dämmerung jagten bald mindestens ein Duzend der kleinen Teufelchen. So viel hatte ich noch nie zusammen gesehen. Einmal, mitten in der wildesten Jagd, brach so ein Dingelchen ab und fuhr näher. Da hoßt ja etwas! Etwas, das es nicht kannte, ein graues, regloses Wesen, wie ein Auswuchs des Stammes. Neugierig kam es heran, so daß ich es fast greifen konnte. Das ganze Tierchen bebte vor Spannung. Die Barthhaare zitterten, die Borterspötchen fuhren unruhig auf und ab. Unerklärlich, unbegreiflich. . . . Jetzt lugte ein zweites und über mir ein drittes um den Stamm. Die schwarzen Auglein glitzerten. Lange Zeit starrten wir uns voll Ruhe und in maßloser Neugier an. Bis ich dann die Lider bewegte. Rasselnd, fauchend und schreckend stoben sie davon, sicherten von den schühenden Ästen herab und — kamen wieder näher. Neugieriger wie vormem. Alle drei. Ihre Augen bohrten mich an. Die roten Schwänze zuckten. Sie hehten um den Stamm und betrachteten mich lange von der anderen Seite. Bis es dem Kleinsten über wurde und ein neues, fröhliches Fangen begann.

Hoch droben in den äußersten Zweigen konnte ich sie dann lange beobachten. Sie hatten wie Affchen unter den Eichen. Buzen sich, zankten sich und spielten. Dann brachen sie die grünen Trauben ab und trugen sie in den Wald hinein, wo sie sie wohl in Ruhe verzehrten.

Es wurde wieder still im Wald. Die Insekten hingen summend in den Zweigen und unter mir zogen lautlos die Rehe zu Holz. Drunten auf der Landstraße pfliff einer ein Liedchen, immer ferner klang das Pfeifen, und groß und gewaltig stand die gütige Sonne über der Welt.

Männer . . .

Von Serena Flohr.

Der Witige.

Alle Leute machten Ubalb gerne leiden, weil er immer heiter und guter Dinge war, aber niemand nahm ihn ernst, weil er alles, worüber er sprach, stets in Witze und Scherze kleidete, und es gab manche, die behaupteten, er selbst nähme sich auch nicht ernst. Man wußte bei ihm nie, sprach er die Wahrheit oder wollte er einem einen Bären aufbinden und wenn er sich noch so ernsthaft zu einer Sache stellte.

Die Damen, die jüngsten, die jungen, aber auch die etwas weniger jungen, alle liebten sie ihn und sein fröhliches Gesicht, aber da ihn doch nur eine heiraten konnte, war es Lily, der es gelang. Es wurde eine überaus originelle Ehe, denn nicht einmal Lily kam darauf, ob Ubalb etwas ernst oder spasshaft meinte. Schließlich kam sie nach einigem Hin und Her zu dem Entschluß, alles, was Ubalb redete und tat, als Witz zu nehmen. Und es schien, daß sie sich bei dieser Auffassung ganz wohl fühlte.

Nach und nach jedoch, so wie die Zeiten böser und schwerer wurden, wurde auch Ubalb langsam ein anderer. Er sprach von Einschränkungen, vom Sparen, machte Vorschläge zur Vereinfachung der Lebensweise und zog die Stirne kraus, als seine Frau beschwingt und unbekümmert mit dem fünften neuen Sommerkleid dahertam. Lily lachte herzlich und klingend über diese neue Art von Ubalbs Spassmacherei, sie lachte weiter über seine immer düsterer werdende Miene und sagte ihm auf den Kopf zu, damit wolle er sich nur noch interessanter machen, als er, zumindest in aller Frauen Augen schon war. Auch seine Freunde lachten über diese neue Schattierung seines Witzes, gaben ihm aber doch den wohlmeinenden Rat, wieder zur Heiterkeit zurückzukehren, die stünde ihm besser und sei für die anderen unterhaltender.

Ubalb versuchte es immer von neuem, seiner Frau und seinen Freunden begreiflich zu machen, daß er ja gar keinen Witz mehr machen wolle, daß es ihm bitterster Ernst sei mit dem, was er sage und tue. Es nützte aber nichts, kein Mensch schenkte seinen Versicherungen Glauben. Er war und blieb für alle der Spassvogel, der er immer gewesen.

Da blieb ihm in seiner Verzweiflung, angelichts des Ruins, vor dem er stand, nichts übrig, als sich eines Tages in seinem Büro zu erschießen.

Als sein tragisches Ende bekannt wurde, wollte niemand daran glauben, allgemein war man der Ansicht, da stäfe nur irgend ein neuer, ganz besonders origineller Witz dahinter. Man wartete gespannt auf den Widerruf der Todesnachricht und darauf, in ein befreiendes Lachen ausbrechen zu können.

Aber Ubalb war tot, und Lily, in Tränen aufgelöst, fand mit einem mißbilligenden Kopfschütteln, dies sei der schlechteste Witz, den Ubalb je gemacht hatte.

Der Tüchtige.

Als Klara, ein vorsonniges Mädchen, Egon heiratete, mag sie überzeugt gewesen sein, das große Los gewonnen zu haben. Denn Egon war nicht nur ein großer, schlankgewachsener junger Mann mit gutgeschnittenen Zügen, eine liebreiche Natur hatte ihm auch allerlei beachtenswerte Talente mitverliehen. Er war, wie seine Vorgesetzten immer wieder feststellen konnten, tüchtig in seinem Fache, war sehr musikalisch, hatte eine prachtvolle Stimme, mit der er sich in gar manches Frauenherz hineinzufügen verstand, war überdies ein flotter Sportmensch und war nebenbei dem alltäglich fordernden Leben gegenüber überaus praktisch veranlagt. Kein Wunder also, daß er in jungen Jahren schon mehr erreicht hatte, als mancher weniger geschickte Brautopf. Er ging unbeirrt seinen Weg, was ihm hinderlich war, schob er ohne Umstände zur Seite, was ihm vorteilhaft erschien, nahm er, ohne zu zögern mit sich. So auch das kleine stille Mädchen, weil es einen einflussreichen Vater besaß. Und Klara, geblendet von soviel stolz zur Schau getragenen Vorzügen, ließ sich beglückt mitnehmen.

Nach kurzer Zeit dann kam leider das Erwachen aus Traum und Traum. Als Klara alle Worte der Bewunderung und des Lobes für Egons hervorragende Eigenschaften aufgebraucht hatte und damit parfümter umging, begann Egon sich von seiner Frau vernachlässigt zu fühlen. Als Klara aufhörte, still und unbeachtet neben ihm zu stehen, verlor er sich in ihr aufzuliegen und begeistert seinen hochtrabenden Worten zu lauschen, behauptete er, kein Verständnis und keinen Gleichklang bei seiner nüchternen Frau zu finden. Und als Klara in der Folge ihm offen sagte, daß er über die Maßen eitel sei und einzig allein auf der Welt nur sich selbst liebe und anbete, erzählte er bekümmert, wie unglücklich er in seiner Ehe sei.

Von diesem Unglück wollte ihn Klara erlösen, indem sie trotz seines Sträubens — war sie doch Tochter eines einflussreichen Mannes — ins Elternhaus zurückkehrte. Daraufhin gefiel sich Egon in der Rolle des schwer Enttäuschten, dem bitter Unrecht geschehen war, und er münzte diese Rolle so gut, daß für jene, die ihn nicht näher kannten, und deren gab es viele, seine Person

nun auch noch das Geheimnis irgend eines dunklen Seelenschmerzes umschwebte.

Die Menschen sind neugierig, erstaunlich leicht veränderlich in ihren Ansichten und mitunter überaus kurzfristig. — Egon dürfte das Zwischenspiel seiner Ehe kaum geschadet haben, — im Gegenteil! Und er wird auch daraus seinen Vorteil wahrzunehmen wissen.

Der Ordnungsliebende.

Thomas war der genaueste, ordentlichste, verlässlichste Mensch, den man sich auf Gottes weite Welt nur denken konnte. Sein Äußeres und sein Inneres waren gleich sorgsam gepflegt und in bewunderungswürdiger Ordnung gehalten. So wie er nicht das geringste Stäubchen auf seinem Anzug duldete, ebensowenig gab es in seiner Seele auch nur die kleinste Falte, in der sich ein Atmüchgen Reiz, Mißgunst oder Falschheit hätte verbergen können. Alle Menschen, seine Vorgesetzten und seine Untergebenen eingeschlossen, achteten ihn sehr, scheuten ihn aber nebenbei auch ein bißchen. Denn Thomas' helle, scharfe Augen schienen alles zu sehen, auch das, was sie mitunter nicht sehen sollten. Und, nicht wahr, es gibt doch so manches auf der Erde, was von anderen nicht gesehen werden soll.

Der Weiblichkeit war Thomas im allgemeinen zu kühl, zu gelassen, zu unpersönlich. Immerhin glitt er irgendwie doch in eine Verlobung hinein. Gertruds Eltern fanden, bei einem so ernsthaften, verlässlichen Manne würde in dieser bösen Zeit ihre Tochter besser aufgehoben sein, als bei irgend einem fieschen, flotten Kerl, und Gertrud selbst erklärte ihren Freundinnen, solche Menschen seien gar nicht schwer um den Finger zu wickeln, wenn man es nur richtig anstellte.

Thomas nahm seine neue Würde als Bräutigam ebenso genau und ernst wie alles, womit er zu tun hatte. Er war zwar den Umgang mit Frauen gar nicht gewöhnt, fand aber, daß er leichter und angenehmer sei, als er geglaubt hatte. Und in der leichtesten Verliebtheit, die ihn im Beisammensein mit seiner hübschen jungen Braut schließlich doch überkommen hatte, schob er mit Vergnügen Stühle gerade, die Gertrud beim jähen Aufspringen vom Sitz achlos weit weg vom Tische oder irgendwo mitten im Zimmer hatte stehen lassen, er schloß Türen, die Gertrud in der Eile sperrangelweit offen gelassen, er hob Gertruds Schal auf, der verknüllt zu Boden gefallen war und legte ihn fein säuberlich auf den Tisch, er faltete die Zeitung, die zerlesen und aufgelöst in ihre Einzelblätter herumlag, — kurz, er tat Dinge, die zu tun Gertrud nicht im Entferntesten in den Sinn kam. Gerührt fand sie, daß er ein überaus netter gefälliger Mensch sei.

Doch als Thomas, weil er anders gar nicht konnte, barangang, auch in Gertruds Denken, Wollen und Handeln die schöne Ordnung einzurichten zu wollen, die bei ihm herrschte, — da allerdings fiel er auf Widerstand. Thomas mußte mit einemmal erkennen lernen, daß seine Braut doch etwas anderes war, als es die toten Dinge waren, mit denen er nach Belieben schalten und walten konnte. Gertrud wollte leben und genießen, wie es ihr befiel, nicht genau abgezielt nach Thomas' Willen und nach seiner Stundeneinteilung. Und sie wollte denken und reden und handeln, wie es ihr einfiel, nicht wie Thomas es wünschte.

Also löste sie diese Verlobung auf. Sie entdeckte sehr bald einen anderen, der zwar so wie sie die Türen offen stehen läßt, Stühle nicht immer gleich in Reih und Glied zurückschiebt und ähnliches mehr verbricht, dafür aber auch nicht die geringste Reizung verrät, in Gertruds Seelenfalten abstauben und sie neugierig durchforschen zu wollen.

Thomas geht nun wieder allein durchs Leben, gerader und genauer denn je, und wenn er an seine Verlobungszeit zurückdenkt, kommt er sich vor wie einer, der einmal in unerhörtem Leichtsinne und völlig gedankenlos vom sicheren Weg abgeirrt war.

Neue Bücher

* Grete von Urbanitzky: „Durch Himmel und Hölle“, Roman. (Verlag Paul Jolnay, Wien IV.) Die Dichterin des Romans „Eine Frau erlebt die Welt“ gestaltet in ihrem neuen Buch mit überlegener Kühnheit die Welt der nicht mehr jungen und noch nicht alten Menschen, jener Zwischengeneration, die in fiebernder Lebensgier und Fortschlupf sucht wahrhaft tragisch zu nennen ist. In diese Welt gerät die noch nicht zwanzigjährige Rita Pasegger, in die sich der berühmte und nicht mehr junge Dichter Peter Rhoden verliebt. Inmitten von verzweifelt um ein letztes Glück kämpfenden Frauen und Männern, verbrauchten und halbverbrauchten Existenzen, Falschspielern der Liebe zwingt die gläubige Leidenschaft des jungen Mädchens den reifen Mann zu einer späten Liebe. Sonja, die Gattin des Dichters, muß erkennen, daß es nicht ein leichtes Abenteuer ist, an das Peter sich verliert, sondern eine große Leidenschaft, die ihn hinaushebt aus allen Fragen und Tragwürdigkeiten seiner

Lebenswende, ihn noch einmal verjüngt und zu einem ungebrochen glücklichen Menschen macht. Die Liebe Ritas zu Peter verwandelt diese beiden Menschen, sie gibt Rita Reife für ihr späteres Leben und Peter neue Schöpferkraft, die sich in dem Roman von seiner späten Liebe aufs fruchtbarste bewährt. — In dem handlungsreichen Buch, das in Wien, in dem Höhenort Semmering und an der Riviera spielt, leben viele Menschen aller Stände, und wie sich ihre Schicksale kreuzen und verschlingen, erstet vor uns ein überaus fesselndes Bild einer merkwürdigen Welt.

* G. B. Stern: „Ein allzu nettes Mädchen“. (Verlag Ullstein, Berlin.) Wie eine junge Engländerin sich selbst und der ganzen Welt eine kleine Komödie vorspielt, das erzählt mit Witz und Laune G. B. Stern in ihrem Roman „Ein allzu nettes Mädchen“. Loveday, eine liebevolle Tochter und zugleich eine charmante junge Engländerin, trägt ihre — echten oder eingebildeten — Sorgen zwischen den Blütenfeldern der Riviera und dem Zwielicht der Londoner Nachtlale spazieren. Das Schicksal meint es nicht allzu rösche mit ihr, aber es legt ihr einige Steine in den Weg, die nicht ganz einfach zu beseitigen sind. Aber schließlich gelingt es doch, nachdem Loveday einige Male auf abenteuerliche Art die Flucht ergriffen und vor den Schranken des Londoner Gerichtshofes alle Schreden eines Erbschaftsprozesses durchgemacht hat. Die Autorin schreibt ihre kuriose Geschichte mit jenem liebesvoll bei den kleinen Dingen des Lebens verweilenden Humor, der ein Kennzeichen der angelsächsischen Romanliteratur ist.

* Heinz Erich Platte: „Zweimal schwarze Siebzehn“. (Verlag Enßlin u. Laiblin, Reutlingen.) Platte ist ein Draufgänger, der in Südamerika das Glück suchte, als Cowboy — tausend Kilometer im Sattel —, als Wegebauer, als Schlächter, Aufläufer, Agent, Buchhalter, Unternehmer, als Zeitungsberichterstatter bei Kämpfen mit den Indianern, als Minenarbeiter. Die Pampas, die Landschaft der Chaco, die Kordilleren, oder auch die Hotels der Weltstädte sind seine Heimat; Tramps, Cowboys, Abenteuerer seine Kameraden. Das war Platte, bis ihn die rheinische Heimat zurückrief. Jetzt ist er eine lebensgereifte Persönlichkeit und ein glänzender Erzähler. Ein Erzähler von erstaunlicher Kraft, klar und vorurteilslos Gesehenes in mitreißender einfallsreicher Handlung uns vor Augen zu führen. Zweimal schwarze Siebzehn! Die Siebzehn des Roulette steht wie ein Schicksal — oder wie ein verhängnisvoller Zufall? — hinter dem Helden dieses Romans. Flucht nach Buenos Aires, Brand eines Dampfers auf hoher See, argentinische Spielhöhlen und Abenteuer, Leben in den Pampas usw.: wechselnde Schicksale. Aber hinter jedem Wort steht das eigene Erleben des Verfassers, von uns atemlos nachgelebt.

* „Allgemeiner Nassauischer Landeskalender für das Jahr 1933“. (Verlag von Rudolf Bechtold u. Comp., Wiesbaden.) „Heimatlich“ ist er von Anfang bis zu Ende. Dafür bürgt schon der Name des langjährigen Herausgebers Wilhelm Wittgen; er ist allein mit drei Beiträgen vertreten. Prächtig plaudert er von einem Besuch auf Schloss Hohenfels. In die Zeit vor 300 Jahren versetzt uns seine Erzählung „Vater Augustin“, die uns in reizvoller Weise erzählt von der Zerstörung des Klosters Weidenstadt durch die Schweden und von Gustav Adolfs Beziehungen zu Nassau. In Sorten erkannte Peter Adolfs Dr. Pity aus Eitville den Verfasser, als er zu seinem zerplakten Schutzbündel sagte: „Des Rad sollste kriee“. Humorvoll sind die Beiträge von Walter Schwemer „Der Waldtau“, Theodor Wittgen „Neugold“ und Ludwig Ries „Vom Fabian und dem schwarzen Peter“. Erschütternd wirkt eine kulturgeschichtliche Skizze „Im Sammerthal“ von dem Chronisten des Einrich, A. Herold. Natürlich fehlt auch eine Würdigung des nassauischen und deutschen Dichters Rudolf Dieh nicht, der in diesem Jahre 70 Jahre zählt.

* Der Verlag Universitas, Berlin, bringt einen neuen Roman von Joe Lederer „Bring' mich nach Haus“, eine zarte Liebesgeschichte. Ein würdiges Gegenstück hierzu ist das neue Buch von Peter Mendelssohn „Schmerzliches Arkadien“. Siegfried von Vegeßak gestaltet in seinem neuen Roman „Das freilebende Haus“ den Versuch des intellektuellen Städters, wieder Bauer zu werden. Oskar Maria Graf setzt sich in seinem Roman „Einer gegen alle“ nochmals mit der Nachkriegszeit auseinander. Der in deutscher Sprache verfaßte Roman der Engländerin Margaret Goldsmith „Der Bruder des verlorenen Sohnes“ gibt ein Bild des heutigen England. Vad Londons Novellenband „Das Wort der Männer“ bringt eine hervorragende Auswahl aus den bisher noch nicht veröffentlichten Alastor-Geschichten.